

Das Märchen von einem treuen Volk

Von W. D. Gomin

Es gab einmal ein Land, das hatte einen Kaiser. Ein großer Kaiser war das! Wie er so durch seine Städte im Reich ritt, daß sein Volk ihm huldigte; stolz und gerade saß er zu Pferde. Seinen schmalen Körper kleidete eine prächtige Uniform mit vielen Bangschnüren aus Gold und Silber und seine Rechte hielt einen blühenden Marschallstab, während die Linke lässig die Bügel führte. Ueberhaupt spielte die linke Hand keine allzu große Rolle bei dem mächtigen Manne, denn sie war von der Natur schlecht bedacht, war schwach und ein wenig zu kurz geraten, weshalb der Herrscher oft betriibt war. Und wenn er traurig war, dann gab es immer ein mächtiges Donnerwetter in seinem Reich. Denn er war ein echter Herrscher, der alle seine Not mit dem Volke teilte. Manchmal auch raffelte er mit dem Säbel. Aber er tat das eigentlich nur, um sich selbst zu beweisen, daß er es könne, wenn er wollte. Nur Wollen wollte er nie.

Daher kam es, daß sein Volk im schönsten Frieden dahinlebte, obwohl es täglich reicher und machtvoller wurde, eine Tatsache, die, da sie stets besonders betont wurde, den Nachbarvölkern gar nicht recht gefiel. Denn das anscheinend sehr viele überflüssige Geld verwandte das Reich des Herrschers dazu, seine Einwohner bis an die Zähne zu bewaffnen. Der Kaiser spielte so gern Soldat. Was gleichfalls nichts anderes als ein Ausgleich für seine natürliche Schwäche war. Er knirschte mit den Zähnen, rollte mit den Augen und zog sein kaiserliches Schwert, daß es in der Sonne blühte. Kengitlich sahen es die umwohnenden Völker.

Weil diese Völker nun alle die gleiche Sorge hatten, fanden sie sich eines Tages zusammen und schlossen einen Bund, einen Bund, der gegen den Kaiser gerichtet war, denn man konnte nie wissen, ob dieser merkwürdige Mann nicht einmal Ernst aus seinem ewigen Spiel machen würde. Unzählige Waffen kamen in dieser Vereinigung zusammen, viel mehr, als der Kaiser je zusammen gesehen hatte. Wenn aber so viele Waffen zueinander finden, so gibt es fast immer ein Unglück. Waffen sind gefährlich. Sie gehen leicht von selbst los, und einmal losgegangen, führen sie ein selbständiges Leben, das nicht so schnell wieder zur Ruhe gebracht werden kann.

So auch hier. Und — plötzlich entstand ein Krieg. Keiner wußte warum. Vielleicht, daß die Waffen es ahnten. Aber Waffen schweigen. Der Kaiser, der sich jetzt endlich in seinem — von Gott gegebenen und gewollten — Element wähnte, gebärdete sich wie ein edler Held, gerade so, wie die Helden, die er so oft und gerne auf dem Theater gesehen hatte. Er hielt große Reden mit noch größeren Gesten, verdamnte alle seine Feinde und rief Gott selbst zum Kampf gegen seine Widersacher auf. Seinem Volk aber versprach er, es jetzt herrlichen Zeiten entgegenzuführen, was Gott ein Lächeln abnötigte, denn Gott hat Sinn für Humor.

In die fünf Jahre dauerte es, bis die herrliche Zeit vorüber war. Millionen Menschen starben. Der Kaiser bewies sich hierbei als echter Christ. Er lobte die Toten, die ihm noch in der letzten Stunde gesucht hatten. Mit Stolz in den Augen sprach er von seinem Volk, das für ihn sein Blut hergab. Immer mehr Pathos legte er in seine Reden, immer wilder ließ er sein blankes Schwert aufblitzen, dieses Schwert, das noch nie Blut gesehen hatte, denn der Kaiser durfte nicht an die Front, damit sein wertvolles Leben nicht gefährdet würde, immer häufiger rief er Gott zum Zeugen an, daß er diesen Krieg nicht gewollt habe. Aber Gott gab keine Antwort. Bis eines Tages die Gegner ihr Ziel erreicht hatten. Der Kaiser und sein Reich waren niedergeworfen.

Jetzt konnte der Herrscher beweisen, daß er ein wahrer Herrscher war. Wie ein Römer würde er sich in sein Schwert stürzen, daß es endlich einmal Blut sehe. Aber der Kaiser war ein moderner Mensch, der ganz genau wußte, daß man an solchen Experimenten leicht zu Schaden kam. Daher setzte er sich zwar an die Spitze eines Zuges, begleitet von seinem Gefolge, aber — der Zug war ein Eisenbahnzug und fuhr nicht in das Reich des Kaisers, sondern in ein kleines, friedlich gebliebenes Nachbarland. Dort gab der Fürst seine Waffen zur Aufbewahrung und setzte sich in ein großes Haus und nahm seinen ganzen Hofstaat an sich und spielte nun weiter — ganz für sich alleine und völlig ungestört — Kaiser, Herrscher, Fürst und General. Herrliche Zeiten waren das — für ihn.

Weniger gut ging es seinen früheren Landeskindern, denen er eigentlich diese guten Zeiten versprochen und zugehört hatte. Sie gerieten in arge Bedrängnis. Die Feinde des Kaisers besetzten ihr Land und verlangten hohe Entschädigungssummen für die Wiederfreigabe der besetzten Gebiete. Gewohnt, von einem Kaiser und viel Militär regiert zu werden, wußten die verlassenen Bürger auch nicht recht, was sie nun beginnen sollten. Zwar hatte sich ein ehemaliger Handwerker gefunden, der bereit war, die Macht des Kaisers zu übernehmen, und der hatte auch einen Freund, der sicher so militärisch wie der frühere Fürst war und ebenso draufgängerisch; aber ein Handwerker ist einmal kein Kaiser. Das Volk murrte. Und besonders die, denen es am besten ging, die murrten am meisten.

Der Kaiser im fremden Lande hörte von dem Mißgeschick, das seine früheren Untertanen betroffen hatte. Und er wurde sehr traurig darüber, berief die weisen und heiligen Männer seiner Umgebung zu sich und beratschlagte mit ihnen, wie er dem Volke helfen könne. Acht Tage verharrete der gute Fürst im Gebet. Acht Tage nahm er nicht Speise noch Trank zu sich, acht Tage kniete er auf hartem Stein. Denn der Fürst vertraute weiter auf seinen Gott, obwohl er doch so schlechte Erfahrungen mit ihm gemacht hatte.

Und als sich der Kaiser nach acht Tagen erhob, siehe, da war in seinem Reich das Wunder geschehen. Den ehemaligen Handwerker hatte Gottes Zorn getroffen, tot war er plötzlich niedergestürzt, und statt seiner berief das Volk seinen größten Feldherrn zum höchsten Amt, den Feldherrn, den sie deshalb den Großen nannten, weil er den bisher größten und blutigsten Krieg der Weltgeschichte verloren hatte.

Als der Kaiser das hörte, rief er: „Gofiana“, obwohl er eigentlich solche jüdische Ausdrücke nicht gerne gebrauchte, weil er die Juden nicht sonderlich liebte, es sei denn, daß sie ihm Geld zu Spekulationen liehen. Und er gab ein großes Fest, das er militärisch organisierte. Er selbst aber erschien in der glänzenden Maske Hermanns des Cheruskers, und sein Gefolge huldigte ihm.

Von nun an lebte der Kaiser doppelt zu Frieden und froh in seinem Exil. Denn er wußte, daß sein Volk, wenn es auch unter den Kriegslasten noch jahrelang zu leiden hätte, sich eines Tages wieder zu einem Vergeltungskrieg und damit zu alter Größe aufraffen werde. Ströme von Blut sollten fließen und alle Feinde des Reiches vernichten. Darum betete er täglich zu seinem Gott. Denn er war ein frommer Christ, der sich dem Willen des Höchsten nie, dem des Allerhöchsten gerne beugte. Nur eines tat ihm leid, daß sein Schwert, dieses wunderbare Werkzeug Gottes, nun doch sein Blut sehen würde. Vielleicht, wenn er es seinem Enkel vererbte —? Und wieder betete der Kaiser und kniete in Ergebenheit und Demut.

Da kam eines Tages ein Bote aus dem früheren Reich und überbrachte dem Kaiser eine Schreckenskunde. Das Volk, das er so tren und so stark in den Krieg geführt hatte, das Volk, das ihm seit je Tribut gezahlt hatte in Dankbarkeit für seine große Güte, sein Volk wollte plötzlich sein Vermögen enteignen und ihm nicht einmal mehr eine Rente zahlen. Der Kaiser tobte: „Das ist ja eine richtige Revolte! Ich werde den Fall untersuchen lassen, und die Schuldigen sollen ihre gerechte Strafe bekommen! Was wäre dieses Volk ohne mich und meine Vorfahren?! Ein kümmerliches Durcheinander uneiniger Staaten!“ Denn der Herrscher dachte ernstlich daran, daß einer seiner Ahnen die Einigkeit des Volkes zu einem geschlossenen Staate durchgeführt habe. Und er schrieb wilde, böse Briefe in die Hauptstadt seines Reiches.

Da erzitterte sein Volk in banger Ehrfurcht. Und obwohl Millionen Menschen dieses einst blühenden Reiches nicht wußten, wovon sie sich und ihre Familien ernähren sollten, liehen sie es sich nicht nehmen, ihrem Kaiser, ihrem geliebten König und Herren, eine monatliche Rente auszusenden im fünfhundertfachen Betrag der Summe, die man als Existenzminimum für einen Staatsbürger berechnet hatte. Es sollte dem Kaiser, der — wie alle wußten — stets nur

das Beste für den Staat im Sinn gehabt hatte, nicht schlecht gehen.

So ehrte ein christliches Volk seinen christlichen Herrscher. Und Gott sah wohlgefällig auf dieses Reich, das er von diesem Tag an liebte wie kein zweites. Wen aber Gott liebt, dem läßt er Lasten auf —. So kam es, daß dieses Volk nie wieder zu Reichum, Macht und Ansehen gedieh. Dafür aber kommt jeder Bürger dieses Landes, sobald er gestorben ist, direkt in den Himmel. Als diese Tatsache allgemein bekannt wurde, zerfleischten sich die Untertanen des ehe-

mals kaiserlichen Staates untereinander, und es gab ein großes Morden, und am Himmel hing ein Schild, darauf stand groß in ultravioletten Buchstaben: „Wegen Ueberfüllung geschlossen.“ Der Kaiser aber dankte Gott, daß Gott ihn ausersuchen habe, alle Gefahr zu überstehen und im fremden Lande abzuwarten, bis sein Volk sich wieder zurückfände zu seinem angestammten Herrscher. —

Als je. Es ist ja nur ein Märchen, das ich euch hier erzähle. Aber selbst in den tollsten Märchen soll ja ein Funke Wahrheit sein —.

Der Mörder und der Unschuldige

Von P.

„Der Arme —“ sagte Frau Markert und zog bedauernd die Augenbrauen in die Höhe, was ihr ein halb bemitleidenswertes, halb lächerliches Aussehen gab, „er leidet an Gedächtnis-schwund — an totalem Gedächtnis-schwund! Nach drei Tagen hat er alles vergessen —. Ein wirklich fürchterlicher Zustand —!“

„Sagen Sie das nicht —“, bemerkte Dr. Rouging. Er sagte es äußerlich ruhig, mit einem leichten Lächeln um die Lippen und doch schwang in seiner Stimme etwas, das aufhorchen ließ. Eine nervöse Unruhe vibrierte in Gesten und Tonfall, so daß Frau Markert verwundert fragend zu ihm aufblickte.

Dr. Rouging war mit hartem Mund aufgestanden und ans Fenster getreten. Lange sah er hinaus in den stillen Garten, dem die alten Bäume und das dicke Gebüsch selbst in der strahlenden Sonne des Frühsonnertages etwas Dunkles, Melancholisches gaben. Seine dünnen Finger trommelten die abgerissenen Takte einer Melodie an die Fensterscheiben. . .

Plötzlich drehte er sich brüsk um.

„Sie wissen“, sagte er mit gepreßter, dumpfer Stimme, „daß man sich als Rechts-anwalt manchmal mit Dingen abgeben muß, mit denen man als Mensch nichts zu tun haben möchte. Hier sauber zu bleiben, fällt oft sehr schwer. Ich meine nicht die juristische Untadeligkeit —, die ist nur eine Sache der Routine —. Die Bedenkenlofesten geben da meist am sichersten —! Ich meine das seelische Intaktheiten, wissen Sie. . .“

Ja, und deshalb verfluche ich manchmal mein gutes Gedächtnis. . . Wer nicht vergessen kann, kann nicht mehr froh werden —!

„Aber Doktor“, sagte Herr Reimel und lachte fröhlich, „Sie haben auch Nerven?! Hätte ich gar nicht für möglich gehalten! Ich erinnere mich ganz gern, und die guten Erinnerungen beunruhigen mich ebenso wenig wie die schlechten! Es kommt weniger auf das gute Gewissen, als auf die gute Verdauung an!“

„Ein Standpunkt, mit dem man gewiß reiflos glücklich werden kann“, erwiderte Dr. Rouging und ein etwas verächtlicher Spottklang aus seinen Worten, „aber es gibt auch Leute, für die die Verdauung nicht der kategorische Imperativ ist —. Zu diesen Leuten zähle ich leider —“

„Wollen Sie nicht erzählen, Doktor?“ drännte Frau Markert neugierig, „das ist doch schließlich keine allgemeine Philosophie die Sie da zum besten geben. . . Gewiß haben Sie ein bestimmtes Erlebnis im Auge —“

Rouging hatte sich wieder gefaßt, zündete eine Zigarette an und machte langsam und besinnlich einige Buge, ehe er antwortete —

„Schließlich ist ja ein Mörder auch ein Mensch —“, sagte er dann unvermittelt, eigentlich mehr zu sich, als zu seinen Zuhörern,

während er nachdenklich den bläulichen Rauchkringeln seiner Zigarette nachblickte.

„Wie bitte — —?“ fragte Herr Reimel indigniert.

„Sehen Sie, da ist bei Ihnen der Punkt, Herr Reimel, wo selbst Sie nicht mehr allein mit der guten Verdauung auskommen —.“

„Also hören Sie zu —. Fünf Jahre ist es jetzt her, genau fünf Jahre —. Aus dem Untersuchungsgefängnis kam ein Brief, ein rührender Brief, ungelent geschrieben, voll von groben orthographischen Schnitzern und von einem Vertrauen zeugend, das mich mit berechtigtem Stolz erfüllte.“

Ein Mann, der wegen Mordes angeklagt war, bat mich, seine Verteidigung zu übernehmen. Ich suchte den Häftling auf, er war wirklich kein unbeschriebenes Blatt. „Zwanzig Vorstrafen habe ich auf dem Buckel, Herr Doktor —“ sagte er und es klang so zufrieden und selbstbewußt, alsberichte er von der Karriere eines höchst reputierlichen Lebens. „Rassentnadereien sind darunter und auch einmal ein nicht ganz geklärter Raubversuch. Aber alles in Ehren, Herr Doktor, alles in Ehren —! Mit einem Mord hab' ich mich noch niemals abgegeben. Mord ist Mord und Mord ist ein Verbrechen. Aber ein Verbrecher bin ich nicht, nur ein Vorbestrafter —“

Eine krause Logik, eine kuriose Ehrauffassung, kurzum, ein höchst suspektes Individuum. Doch etwas interessierte mich an dem Fall und nach einigem Bözern nahm ich an —.

Zuerst in der felsenfesten Ueberzeugung, daß mein Mandant wirklich kein Mörder sei —.

Es war eine langwierige Voruntersuchung, die Verhandlung dauerte drei Tage. Es sollte ein höchst komplizierter Indizienbeweis konstruiert werden; der noch junge Staatsanwalt schwipste, er fühlte sich schließlich nicht wohl in seiner Haut. Die Chancen meines Mannes standen erst schlecht, dann drängten wir die Anklage in die Defensive und schon in seinem Antrag gab der Staatsanwalt, psychologisch gesehen, auf —.

Das Scheußliche aber war, daß in den letzten vierundzwanzig Stunden der Verhandlung meine Ueberzeugung von der Unschuld meines Klienten immer mehr schwand —! Ich hatte eigentlich keinerlei Unterlagen für diese aufkommende Skepsis, sondern es war ausschließlich Instinktssache. Als ich plaidierte, litt ich unter scheußlichem moralischen Magenjammer und je unsicherer ich innerlich wurde, desto schriller klang mein Pathos. Starr, ernst, wie Masken standen die Gesichter der Geschworenen vor mir, der Staatsanwalt spielte resigniert mit einem Bleistift. Der Angeklagte aber sah sanft wie ein Lamm auf seinem Platz und nur in seinen dunkelgrünen Augen geisterte diskret, aber doch unerkennbar ein diabolisches Lächeln —.

Am liebsten hätte ich den Kerl geohrfeigt. Als ich geendet hatte, stand mir der kalte Schweiß auf der Stirn. — — Aber es kam, wie ich jetzt fast befürchtete. Mein Klient wurde freigesprochen.

„Herr Doktor“, sagte er und versuchte mir kräftig die Hand zu schütteln, was ich, mir selbst fast unbewußt, heftig ablehnte. „Sie sind ein Genie! Was hätte in unserer Branche aus Ihnen werden können!“

„Werden Sie nicht anzüglich!“ sörrie ich ihn an, „ich habe nur meine Pflicht erfüllt! Sie sind doch unschuldig, Mensch! Da mußte man Sie doch freisprechen! Wenn ich Sie nicht verteidigt hätte, wäre es eben ein anderer gewesen —. Aber der Fall selbst liegt klar, so oder so hätte man Sie freigesprochen!“

Hast beschwörend sah ich ihn an. Mein Herz hämmerte, ich glaube, ich hatte in diesem Augenblick Fieber —.

„Unschuldig — —?“ sagte er gedehnt, „unschuldig — —?“ „Na ja, natürlich —. Das muß man doch schon sein, wenn einen das hohe Gericht freispricht, nicht wahr —!“

Und dann ließ er ein lässliches glucksendes Lachen hören, das mir durch Mark und Beine ging —. Ich ließ ihn ohne Gruß stehen und fuhr in meine Kanzlei —.

Dann ging ich, wie Sie wissen, vier Jahre auf Reisen. War in Südfrankreich, Spanien, ging ans Mittelmeer, vagabundierte durch die halbe Welt bergab, wirklich, vergah alles um mich her — selbst an den Mann, den das Gericht von der schweren Anklage des Mordes freigesprochen hatte, und der in meinem Unterbewußtsein als Mörder weiterlebte —.

Eines Tages aber, auf der Rückreise, war ich in L. Sie kennen das kleine verträumte Städtchen gewiß, über dem immer die Nebel einer Art Unwirklichkeit liegen —.

Totenstille Gäßchen, die wie bizarre Theaterdekorationen aussehen, verwachsene Baumwege, die keine Zeit zu kennen scheinen, von Kobolden unwitterte kleine Weinstuben à la Gesperster-Hoffmann; kurzum, eine Romantik, in der die Uhr stehen geblieben zu sein scheint und die uns nervösen Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts fast unheimlich vor-kommt —.

In einer dieser kleinen Weinstuben traf ich einen älteren Herrn, weinselig und vom verschwollensten Epistweg-Typ.

Ein leicht kindischer Mensch von jener allzu mitteilbaren Sorte, die bereits nach dem zweiten Gläschen, ihr Herz auf der Zunge trägt.

Und, ob ich wollte oder nicht, er erzählte mir, unter Tränen und Seufzern, die Geschichte seines jüngeren Bruders, der — wegen Mordes in Untersuchungshaft gekommen war und sich schon in den ersten Tagen der Haft in seiner Zelle erhängt hatte.

Wie dieser Bruder in so fürchtbaren Verdacht gekommen war, — das habe ich nicht mehr in Erinnerung. Aber als mir der schwachhafte Tischgenosse das Verbrechen schilderte, das begangen zu haben der Bruder beschuldigt worden war, stieg das Gesicht meines einstigen Klienten vor mir auf, wie ein Gespenst —.

Das glucksende, lässliche Lachen klang mir plötzlich in den Ohren, der grinsende Zynismus, mit dem jener Mensch nach seinem Freispruch vor fünf Jahren auf mich gekommen war —. Kein Zweifel —: der Schändliche, den man freigesprochen hatte, war mein Klient. Und jener Arme, den der grausige Verdacht zum Selbstmord in der Zelle getrieben hatte, war unschuldig das Opfer jenes Fehlspruchs geworden, der den Mörder freisprach — freisprach durch meine Schuld — und so den Verdacht auf einen

Island, die Insel der Kontraste

Es ist eine vollkommen veränderte Welt, die man mit dieser Insel betritt. Eine Welt ohne Autos, ohne Lärm, ohne Hochbauten, wenn auch Reykjavik in den Sommermonaten eine belebte kleine Hafenstadt ist. Für unsere Nasen manchmal nur ein wenig ungewohnt dieser durchdringende Heringgeruch, der in den Fischfangmonaten über der ganzen Küste liegt. Diese Insel lebt im wesentlichen vom Fischfang. Und rings um Island befinden sich höchst ergiebige Fanggründe, um die von altersher ein erbitterter Kampf zwischen den einzelnen fischfangtreibenden Nationen geführt wurde. Von Zeit zu Zeit laufen den Häfen nicht nur die Fischdampfer an, sondern auch die Wach- und Kontrollboote der einzelnen Staaten, die unaufhörlich in den Fanggründen kreuzen, um Fischereiverbot zu ahnden, um zu verhindern, daß ein beschaffter Konflikt dem anderen das lozbare Netz durchfährt und zerstört, um Kranken und Verletzten ärztlich beizustehen und Streitigkeiten friedlich zu schlichten. In den isländischen Häfenstädten wird die silberne Blut der Fische sofort von den schnell aufsaugenden Händen der Fischerinnen gesäubert, ausgenommen und für den Versand fertig gemacht.

Vom Fischerport lebt das Land, bestreitet es alles, was für das Leben notwendig ist. Mehl, Früchte usw. müssen aus dem Ausland bezogen werden. Die im Sommer so üppigen Weiden auf den Hochflächen im Gebirge ernähren nur Schafe und die vielen kleinen Islandponies, mit denen allein eine Reise durch das Landesinnere zu bewältigen ist. Und eine solche Reise ist auch heute noch nicht unbeschwerlich. Es gibt in diesem Lande keine gebahnten Wege, sondern nur Reitpfade und Gebirgspfade. Die unendlich vielen romantischen Gebirgsflüsse mit ihrem kurzen, reißenden Lauf und dem eisigen Gletschertwasser, das sie talwärts fließt, müssen durchschwommen werden. Und dabei eben sind die schwimmuntüchtigen, kleinen aber kräftigen Pferde unerlässlich. Jeder Isländer kann von klein auf reiten.

Wie in den Urbäterzeiten, da versprengte Wikinger in den Jahren 800 und 1000 sich dort

ansiedelten und uns die herrlichen Sagas hinterließen, wohnen die isländischen Geschlechter in ihren verstreuten Höfen mit ihrem Gefinde. Ihr einziger Reichtum sind Schafe und Pferde. Wehe, wenn einmal der Schneesturm früher einbricht als sonst und die Schafherden, die vollkommen frei und unbeaufsichtigt in den Hochweiden grasen, nicht rechtzeitig genug von den Besitzern geborgen werden! Wie oft haben Hungernöte in der Vergangenheit diese Insel heimgesucht. Nur wenige Sommermonate bleiben, um die Schafe fett zu machen und genügend Heu für den Winter anzusammeln, bevor die eisigen Schneestürme die niedrigen Hütten der Höfe manchmal wochenlang förmlich begraben. Aber diese Sommermonate sind jedes Jahr einmalig in ihrer herrlichen Wärme, ihrem Blumenreichtum, ihrem Duft und der Reinheit der Luft.

In diesen wenigen Monaten aber auch kann man es nur wagen, die ungeheuren Gletscher zu besteigen, kann man die heißen Geysire besuchen und in die Nähe der inmitten von Eis und Schnee noch feuer-speienden Berge wandern. Angeheure Erdbeben und Vulkanausbrüche haben in der Geschichte des Landes stets fürchtbare Katastrophen gezeugt. Aber niemals vermochten sie den aufrechten Sinn dieser vielleicht reinsten Germanen der Welt zu brechen. Trotz Armut und der Abgelegtheit der einzelnen Höfe gibt es in Island keinen einzigen Analphabeten.

Die sonst so eifrige Fremdenindustrie hat dieses einsame Land noch fast ganz unberührt gelassen. Lachs Fischer und Angler schlagen wohl für Wochen hier ihr Quartier auf. Die wenigen Reisenden, die dieses „Thule“ mit seinen einzigartigen Schönheiten besuchen, kehren immer wieder zurück, begeistert von den Kontrasten zwischen grünen Weiden und Gletschern, Vulkanen und Schnee, Geysiren und verstreuten Schafherden, begeistert aber auch vor den gastfreien, stolzen Isländern, ihrem hohen Kulturstand, ihrer Hilfsbereitschaft, mit der sie die Reisen durchs Innere ermöglichen helfen.

P. (MTP.)

Schuldlosen lenkte, der dann an diesem Schicksal zerbrach —

„Glauben Sie mir“, sagte der weinselige Herr unter Schluchzen und schenkte sich ein drittes Gläschen ein, „er war unschuldig —, so wahr ich hier sitze!“

„Ich glaube es Ihnen“, rief ich mit tonloser Stimme, drückte ihm heftig die Hand, zahlte und ging —

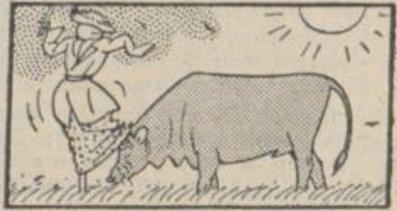
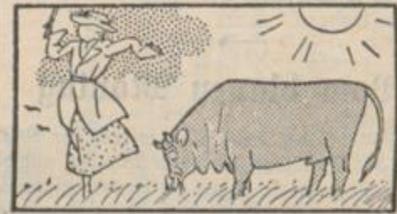
Dr. Koning war wieder ans Fenster getreten. Eine ganze Weile stand er stumm —. Dann drehte er sich um, sah mit schrägem Blick zur Decke und sagte nur: „Es ist nicht immer fürchterlich, an Gedächtniswunden zu leiden. Das Nichtvergessen kann weit, weit fürchterlicher sein —!“

Die Nachteile des Weißbrotessens

Einsichtige Volkfreunde haben von jeher mit Bedenken zugehört, wie das gute alte Schwarzbrot immer mehr dem Weißbrot weichen mußte und wie dieses selbst immer weißer gemacht wurde. Es sind schwere Schäden der allgemeinen Volksgesundheit zu erwarten, wenn das so weiter geht. Zunächst enthält das weiße, verglichen mit dem Schwarzbrot, viel zu wenig Eiweiß. Dann sind von den ursprünglich vor-

handenen Vitaminen A und B, von denen das erstere die tadellose Beschaffenheit der Haut und Schleimhäute garantieren muß, nur noch Spuren vorhanden. Weiter enthält das Weißbrot sehr wenig Salze, die der Körper nun einmal ebenso braucht wie alles andere. Wie weit besonders der Mangel an Vitamin B gehen kann, zeigt die Tatsache, daß man schon beobachtete, wie jemand, der nur Weißbrot aß, forbutkrank wurde. Einige rumänische Forscher haben nun an Tieren untersucht, wohin es führt, wenn man sie nur mit Weißbrot füttert. Dabei gingen Hunden die Haare aus, sie bekamen eine Hautkrankheit, auch die Augen wurden in Mitleidenschaft gezogen, das Bahnfleisch erkrankte und die Tiere wurden zusehends schwächer. Erst als die Forscher ihnen noch eine bestimmte Mischung von Salzen gaben, besserte sich dies alles und wurden geheilt. Dabei zeigte sich, daß den Tieren weder Phosphor, Kalzium noch Chlor, Natrium oder Jod zugeführt werden mußte; davon enthielt das Weißbrot also anscheinend genug. Dagegen fehlten Magnesium, Kalium und Eisen. Fehlen diese Mineralsalze, so werden die anderen Nahrungsmittelbestandteile nicht richtig verarbeitet; es entstehen giftige Zwischenprodukte, die die verschiedenartigsten Krankheiten erzeugen können.

Der Zentaur



Die Höhenkrankheit

Nicht nur die Alpinisten haben unter ihren Erscheinungen zu leiden; besonders gefährlich ist die Krankheit bei Flugzeug- und Ballon-Hochfahrten. — Um die Ursache der Höhenkrankheit zu untersuchen, wurden wissenschaftliche Höhenforschungsinstitute errichtet und interessante Tierversuche durchgeführt. So berichtet Universitätsprofessor Dr. A. Durig, daß auf der Fahrt mit der peruanischen Eisenbahn, die eine Höhe von über 4600 Meter erreicht, auch Gunde, Ragen, Pühner usw. von der Höhenkrankheit befallen werden. Die hauptsächlichste Ursache der Krankheitserscheinungen ist in dem Absinken des Sauerstoffdrucks zu suchen. Die bisherigen Erfahrungen haben weiterhin ergeben, daß zwischen Berg-, Luftballon- und Kletterkrankheit gewisse Unterschiede bestehen. Die Bergkrankheit geht meistens Hand in Hand mit großen körperlichen Anstrengungen; günstig ist dagegen für den Bergsteiger der langsame Aufstieg, bei dem er sich an die allmähliche Luftdruckminderung gewöhnen kann. Bei Kletterern ist die Höhenkrankheit besonders gefährlich, weil keine unangenehmen Symptome auf das drohende Unheil hinweisen. Ohne Atemnot, starkes Herzklopfen, Übelkeit — wie beim Bergsteiger — tritt Unbesinnlichkeit und nachher Bewußtlosigkeit auf, so daß nicht einmal mehr das unmittelbar zur Hand liegende Sauerstoffmundstück eingeführt werden kann. Es besteht daher die Vorschrift, daß Kletterer beim Uebersteigen von 5000 Meter Höhe auf alle Fälle Sauerstoffatmung zu benutzen haben. — Das wirksamste Mittel zur Vermeidung der Höhenkrankheit ist Anpassung. Im Kaukasus tritt gewöhnlich in geringerer Höhe Bergkrankheit auf als im Himalaja, da dort die Anmärke länger sind. Es mögen jedoch auch rein lokale Momente mitspielen; bei den Eingeborenen sind verschiedene niedere Rassen wegen der Bergkrankheit besonders gemieden. Ein brauchbares Sauerstoffgerät für den Hochalpinisten existiert nicht. Auch dürfte die Frage, ob und wann die höchsten Gipfel der Erde erstiegen werden, kein Problem der Höhenkrankheit sein, sondern von der Bitterung und der verfügbaren Zeit abhängen — sofern sich

Männer von so übermenschlicher Leistungsfähigkeit und Willensstärke wie bisher wieder an die Aufgabe wagen.

Vom blauen Montag

Er ist in der Stimmung so recht ein Nachzügler des Sonntags, der blaue Montag, und die Erinnerung an die Sonntagsfreuden mischt sich mit dem Gedanken an die neue Arbeitswoche, in die man erst wieder eingetücht sein muß. Die landläufige Bezeichnung „blauer Montag“, die eine überraschend weite Verbreitung fand, hat ihren Ursprung in längst vergangenen Zeiten.

Die flämische Sprache kennt den blauen Montag als „en blauwe Maandag“, der Engländer den „blue Monday“, „once in a blue moon“, der Franzose die „Journée blanche“, der Däne den „blaa mandag“.

In manchen Gegenden Deutschlands und in den Niederlanden gab man nur einem bestimmten Tag des Jahres den Namen „blauer Montag“, nämlich jenem, der dem Fasten vorausgeht. So wird der Ausdruck gewöhnlich durch den alten Gebrauch gedeutet, daß in der Fastenzeit die Kirchengereäte und der Altar mit blauen Decken behängt sind. Aber früher legten die Priester nicht nur am Montag vor Aschermittwoch die blaue Farbe an, sondern bereits am Sonntag vor Septuagesimä, also schon 14 Tage vor dem ersten Fastentage. Am Passionssonntag wurden die Kreuztische der Kirche ebenfalls mit blauen Decken geschmückt, und die sächsischen Landesverordnungen des 15. und 16. Jahrhunderts kennen überhaupt keinen „blauen“, sondern nur einen „guten“ Montag.

So hat eine andere Erklärung viel Wahrscheinlichkeit für sich, die den Ausdruck mit einem alten Handwerksbrauch in Verbindung bringt, nach dem an jedem Montag „gefeiert“ wird. Er wird der Bruder des Sonntags genannt und an ihm wird „gefeiert“ oder „blaugemacht“. Diesen Sinn haben auch die Redensarten: „Maandag maken“, die im Mittelniederdeutschen des 17. Jahrhunderts auftaucht: „to kop saint Monday“; „fair le lundl“; „fäter le saint lundl“; „blauwen Maandag houden“.

Jugendliche Vagabunden in Amerika

Rußlands Heer der „Besprizornbe“, jener elternlosen, jugendlichen Vagabunden, hat Weltberühmtheit erlangt; aber kaum jemand weiß, daß jetzt, nachdem es in Rußland diese jugendlichen Vagabunden nicht mehr gibt, auch die nordamerikanische Union eine große Arme von Heimatlosen, wandernden Jungen besitzt, die sich im Frühjahr, wie von einem inneren Zwange getrieben, in großen Gruppen auf die „Wälder“ begeben. Diese Gruppen, die bis zu 15 Jungen stark sind, stehen nach den Angaben der sogenannten „Transient Bureaus“, der Wanderherbergen, stets unter dem Befehl eines Führers, auf den sie sich in jeglicher Beziehung verlassen. Im Fuß oder als blinde Passagiere von Güterzügen wandern sie ohne endgültiges Ziel von Stadt zu Stadt, von Herberge zu Herberge und bleiben niemals länger als zwei oder drei Tage in einer Gegend. Wie der Leiter der Wanderherberge von Dallas in Texas erklärt, haben sie höchst merkwürdige Lebensanschauungen entwickelt; sie denken und sprechen nie über Arbeit, Anstellung und Niederlassung an irgendeinem Orte, sondern ausschließlich über die nächste Herberge auf ihrem Wege und die Frage, ob das Essen dort gut, die

Betten sauber und Kleider und Schuhe erhältlich sind. Sie scheinen keinen anderen Wunsch zu kennen, „als die nächste Stadt zu erreichen, dann die übernächste und sofort in unendlichem Kreislauf“, und tragen sich in den Transient Bureaus, die sie überwachen, mit derselben Gleichgültigkeit ein wie Reisende ins Fremdenbuch eines Hotels. Die wenigsten dieser jungen Vagabunden haben die Elementarschule zu Ende besucht, und nur einige von ihnen sind je in Mittelschulen gegangen. Essen, Trinken, Schlafen und immer weiter wandern — das ist alles, was sie vom Leben wünschen. Und wenn diese ewigen Wanderburgen auch weit zivilisierter sind als die russischen Besprizornbe, so wird die Regierung dennoch in absehbarer Zeit Schritte ergreifen müssen, um sie zur Arbeit und Schaffigkeit zu bringen.

Wissen Sie schon?

Auf Neuseeland hat man versucht, die Straßen für Autos gefahrloser zu machen, indem man mit Hilfe eines fahrbaren Magneten alles aus Eisen bestehende Material von den Wegen entfernt, das die Reifen zerstören könnte. Bei einem Versuch im Süden der Insel sammelte dieser Magnetwagen durchschnittlich ein Kilo Eisen pro Kilometer auf, und zwar Nägel und andere für Autoreifen schädliche Sachen.

Das im Verhältnis zu seiner Größe schnellste Flugzeug der Welt wird zur Zeit in Großbritannien gebaut. Es soll 56 Passagiere nebst Gepäck mitnehmen können oder dreieinhalb Tonnen Fracht oder 250.000 Briefe und Päckchen.

Seit der Aufhebung des Alkoholverbots in den Vereinigten Staaten sind der Regierung an Steuern und Zolleinnahmen auf Alkohol mehr als eine Milliarde Mark zugeflossen.

Die gewöhnliche Stubenfliege hat mehr als 4000 Linien in ihrem Auge.

Von acht Ehen, die in England geschlossen werden, wird etwa eine geschieden.

Von einer Million Neugeborenen wird ein Kind ein Iwer. Iwerge sind ausnahmslos die Kinder normal großer Eltern.

Wie sich der Postverkehr vergrößert hat, sieht man am deutlichsten bei einem Vergleich der heutigen Verhältnisse mit denen der Vergangenheit. In England wurden zum Beispiel im Jahre 1839 88 Millionen Briefe befördert, während im vergangenen Jahre eine Zahl von 6.75 Milliarden Briefe befördert wurde.

Heiteres

Petroleum. Pimperhuber klagt über Rheumatismus. Der Dorfbarber verschreibt ihm einen Tee aus Löwenzahn und Kiefernrinde. Pimperhuber kommt bald wieder und klagt von neuem. Der Barber, der gehört hat, daß im Nachbarort ein Mann immer seine Rheumastellen mit Petroleum einreibt und guten Erfolg erzielt, rät: „Dann mußt du den Rheumatismus mit Petroleum vertreiben.“ — Nach einiger Zeit begegnet er Pimperhuber wieder: „Na, wie ist es mit dem Petroleum gegangen?“ — „Ist ganz gut“, meint Pimperhuber, „nur ist es bloß, daß man immer den ganzen Tag aufstoßen muß.“

Die falsche Instanz. „Herr Richter, ich muß mir doch erlauben, an den gesunden Menschenverstand zu appellieren.“ — „Dauerer sehr, diese Instanz gibt es bei uns nicht.“

Englischer Humor. „Würden Sie die Güte haben mir die Adresse Ihres Schneiders zu geben?“ wandte sich ein Herr an einen Bekannten in einer Gesellschaft. — „Von Herzen gern“, antwortete dieser, „aber nur unter der Bedingung, daß Sie dem Schneider nicht meine Adresse geben.“

Medizin. „Herr N., hat das Schlafpulver geholfen, das ich Ihnen verschrieb?“ — „Es war ausgezeichnet, Herr Doktor, bitte, verschreiben Sie mir noch eines. Seit diesem Tage habe ich keine Schwierigkeiten mehr. Wenn ich des Nachts heimkomme, schläft meine Frau wie ein Murmelstein.“

Dauerzustand. „Wenn mich ein Herr küßt, schreie ich.“ — „Ach so, deshalb bist du immer so heiser.“

Er kann sich's denken. Der Flügel bröckelte unter ihren tüchtigen Schlägen, ein Knacken ging durch die schlanken Mahagonibeine, während ein Orkan von Tönen durch das Zimmer brauste. Mit einem herrlichen Forcissimo-Akkord beendete sie ihr Klavierpiel, ließ die Hände sinken und sagte verträumt zu ihrem Gatten: „Das war Siegfrieds Tod!“ — Und er zerschmetternd seufzte und sagte: „Das kann ich mir denken!“

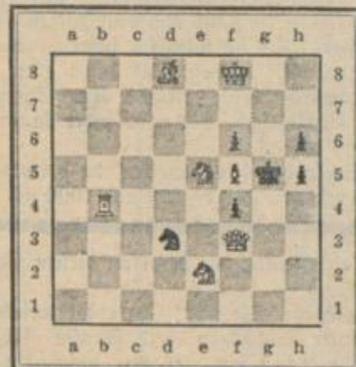
Der Wunsch wird erfüllt. „Ein Kuß von Ihnen, oh verehrte Rosalinde, und ich könnte glücklich sterben.“ — „Nun gut — hier haben Sie den Kuß!“

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 244.
Von Aurelio Abela.

Schwarz: Kg3, Sd3, Bf4, f5, h5, h6. (6)



Weiß: Kf3, Df3, Tb4, Ld3, Se2, e5, Bf5. (7)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 241: Se6—e5!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Dinnebler Emil, Tetschen; Schöffel Anton, Schöbritz; Beutel Wilhelm, Arnadorf bei Tetschen; Walter Ludwig u. Robek Franz, Kwitkau; Tesaf Franz, Suchel; Trilitzsch Gustav, Wisterschan; Havel Franz, Hertine; Ulbert Rudolf, Proseditz; Hyna Josef u. Hyna Franz, Hostomitz.

Kreismeisterschaft.

Am Sonntag, dem 18. August, findet in Bodenbach, „Volkshalle“ um 10 Uhr vorm., die Endrunde um die Kreismeisterschaft im Schach statt. Schachgenossen und Schachfreunde werden gebeten, zahlreich bei dieser Veranstaltung zu erscheinen. Bei der ausgezeichneten Spielstärke beider Mannschaften, Warnsdorf sowie auch Wisterschan, ist ein interessanter Kampf zu erwarten. Die Kampfleitung übernahm Gen. Jelinek, Krochwitz.